

Sterben: das letzte Abenteuer

Zum 90. Geburtstag von Adolf Muschg

Von Erich Garhammer

Damit kein Missverständnis aufkommt: Adolf Muschg ist bei bester Gesundheit. Das hat er erst unlängst auf einer Tagung der Evangelischen Akademie in Tutzing deutlich gemacht. Eloquent und mit hoher Präsenz mischte er sich in die Debatten ein. Seine Beiträge waren bestimmt von Ehrlichkeit und Lebensweisheit. Offen sprach er seine noch ausstehenden Projekte an, aber genau so offen sprach er auch über Tod und Begrenztheit des Lebens. Von Letzterem soll hier die Rede sein. Goethe ist dafür sein Gewährsmann.

Als 30-Jähriger überquert Johann Wolfgang von Goethe zusammen mit seinem acht Jahre jüngeren Dienstherrn Herzog Carl August zu Fuß das Gotthardmassiv. Diese Reise wird mitten im Winter zum Abenteuer, zum hochriskanten Unternehmen.

Adolf Muschg rekonstruiert diese Ereignisse in seinem Buch „Der weiße Freitag“ und verknüpft sie mit seiner eigenen Geschichte als alternder Autor. Die Krankheiten nehmen zu, ein Sturz von der Treppe, der glimpflich ausgeht, zeigt Grenzen auf und eine Krebsdiagnose verändert das Leben und nötigt zu Einschränkungen.

„Der weiße Freitag“ – so bezeichnete Johann Wolfgang von Goethe den Tag, an dem er und sein Dienstherr Herzog Carl August auf dem Gotthard auf über 2200 Metern Höhe den Furka-Pass überschritten, „eine Sache auf Leben und Tod“, wie Adolf Muschg erinnert. Der Schweizer Schriftsteller und Germanist deutet den 12. November 1779, Goethes „Weißen Freitag“, als eine vom Dichter bewusst geplante „Prüfung des Lebens“, eine „Probe nicht durchs Feuer, sondern im tiefen Schnee“. „Der Ausgang dieser Reise ist aktenkundig. Aber keine papierene Gewissheit entbindet von der immer neuen Unkenntnis, mit der wir in jeden neuen Tag treten, denn jeder kann der letzte sein. Das unterscheidet das Datum, das wir gerade schreiben, nicht vom 12. November 1779, dem weißen Freitag dieser Geschichte. Er ist nicht nur gewesen. Er kommt immer wieder auf uns zu, darum sei dieser Tag, vom dem hier zu berichten ist, noch einmal der jüngste. Er kennt keine Vergangenheitsform. Die Kamera fährt noch einmal auf den Punkt zurück, wo wir auf dem Spiel stehen, jeden Augenblick.“

Die Kostbarkeit des letzten Atemzugs

In die Lektüre des Berichts von Goethe und seine Deutung streut Muschg immer wieder eigene Reflexionen zu Tod und Sterben ein. So wird dieses Buch zu einem Memento mori.

„Krebsangst wird nun, da der Krebs sichtbar eingetreten ist, zum leeren Wort. Keiner der nächsten Verwandten hat mein Alter erreicht – meine Mutter ausgenommen, und ihr letztes Jahr möchte ich keinem Feind wünschen. Was zählt: dass ich dankbar bleibe. Offenbar hat Dankbarkeit ihren Preis, und was ich dafür bezahlt habe...muss angenommen werden als gültige Währung, auch wenn ich gut genug weiß, wieviel daran gemogelt war.“ (187)

Die Dankbarkeit ist es auch, die ihn vor einem in der Schweiz durchaus möglichen Schritt Abstand nehmen lässt: „Heute(!) glaube ich: Beihilfe zur Entsorgung kommt nicht in Frage: dafür ist der letzte Atem zu kostbar. Mit dem Giftbecher, auch dem bekömmlichsten, stirbt man nicht seinen eigenen Tod, auch wenn man ihn als Abschiedsparty zelebriert.“ (188)

Und Muschg erinnert einen Satz von Hugo von Hofmannsthal: „Der Mensch ist eine einzige Herrlichkeit, und er hat nicht zuviel Leiden und Schmerzen, sondern ihrer zuwenig.“ Dieser Satz sei auf andere bezogen zynisch, für einen selbst aber könne er Wichtiges aussagen. Herrlichkeit gibt es nicht schmerzfrei. Er sei zu der Überzeugung gekommen, dass jeder Augenblick des Lebens kostbar ist. Und er möchte, solange es irgend geht, für Umstände sorgen, die das Gefühl des Glückens stärken. Das habe er durch sein Schreiben gelernt. Schreiben heißt Hoffnungen abweisen, die für einen selbst nicht zutreffen und radikal ehrlich sein.

Vielleicht ist das Sterben das letzte Abenteuer, das bestanden werden will: „Mit dem Sterben beginnt ein unbekanntes. Warum darf es kein Abenteuer sein? Es gehört zu den wenigen, für die man alt sein darf, und dankbar, dass man es werden durfte. Den Weg, den du jetzt gehst, gehen alle, aber du zum ersten Mal.“ (221)

Muschg ist wieder in die Kirche eingetreten

Adolf Muschg, der in seiner Kindheit so etwas wie eine „Gottesvergiftung“ erleiden musste, hat im Alter zu einem neuen und befreiten Umgang mit dem Glauben gefunden. Man hat ihn als Prediger im Zürcher Grossmünster eingeladen, darüber zu sprechen. Er hat den Weg zurück in seine Kirche gefunden, nicht resigniert, sondern aufrecht und unverbogen.

Seine Motive für den Kircheneintritt hat Muschg in einem Interview deutlich gemacht. Es gehe ihm nicht um die Kirche als Institution, sondern um den Status der Religionen in der Gesellschaft. Heute sei das eine Minderheitenposition geworden, und die Werte, die die Kirche transportiert, wenn sie dem Evangelium treu sein will, sind radikale, der Normalität entgegengesetzte, „widernatürliche“ Werte wie die Feindesliebe. Dieses Gebot der Feindesliebe ist für ihn der Kern der evangelischen Botschaft. „Die Kirche, in die ich wiedereingetreten bin, ist unbequem, aber auch gnädiger als jede ökonomische Bilanz“. Sein Wiedereintritt sei eine Reaktion auf die Ökonomisierung und Digitalisierung des Lebens. Heute

gelte die Maxime: Was sich rechnet, ist real, nur was sich für mich rechnet, ist gut. Diese Idioten-Ökonomie hat sich zur Richterin über alle Lebensbereiche gemacht, bis hinein in das Gesundheits- und Bildungswesen.

Alles, wofür er zu leben gelernt habe – er könne jetzt schon langsam vom nahenden Ende reden –, beruhe genau auf dem entgegengesetzten Prinzip, auf dem Zweckfreien. In seiner Argumentation beruft sich Musch gerne auf Jacob Burckhardt. Musch hat das erst unlängst auf der Tagung in der Evangelischen Akademie in Tutzing entfaltet.

Burckhardt ging von drei Grundbedürfnissen aus: Religion als Sinn, der Staat als gute Ordnung und die Kultur als Freiheit. Diese drei Bedürfnisse seien in sich widersprüchlich. Diesen Widerspruch auszuhalten, da erst beginne die Zivilisation. Wir halten heute dagegen die Widersprüche nicht mehr aus. Alles wird schubladiert, verengt auf eine Kategorie. Da waren die alten chinesischen Taoisten weit voraus: Zu jedem Yin gehört ein Yang, zu jedem Schachzug in Weiß einer in Schwarz.

Er habe die christliche Mystik über den Umweg Japan entdeckt. Der Zen-Buddhismus wurde seine befreiende Kraft. Und jetzt traue er sich wieder zu, auch zum alten Lessing und seinem Toleranzprinzip zurückzukehren. Zu einem Pluralismus, der das Gegenteil von Unverbindlichkeit ist.

Aufklärung und Mystik – geöffnete Augen und geschlossene – bilden für ihn keinen Widerspruch. Sie verhalten sich zueinander wie Einatmen und Ausatmen. Er sei sich seines eigenen Erbes bewusster geworden und in diesem Erbe auch seiner Freiheit. Aber er sei weniger „gläubig“ als je. Seine gottesdienstlichen Bedürfnisse werden durch die Kunst abgegolten. Wenn er sehe, wie die antike Tragödie mit der Widersprüchlichkeit des Menschen umgegangen sei, dann bleibe das weiterhin sein Bezugspunkt und auch die Deutungsfolie seiner Poesie.

Zu dieser Weite möchte er auch die Kirche führen. Sein Wiedereintritt ist also keine bloße Affirmation der Institution, sondern eine Provokation für die Kirchen in eine heute gebotene und längst fällige Offenheit.

Adolf Musch: Der weiße Freitag. Erzählung vom Entgegenkommen, München 2017.

Zum Autor: Erich Garhammer war von 2000 bis 2017 Pastoraltheologe an der Universität Würzburg. Sein Forschungsschwerpunkt ist Literatur und Theologie. Sein neuestes Buch trägt den Titel: Spitz-fündig. Plädoyer für einen poetischen Glauben, Würzburg 2024.